

# Deutsches Schrifttum.

Halbmonatsbeilage des „Reichswart“.

Herausgeber: Prof. Adolf Bartels, Weimar.

15. Jahrgang

Nr. 7

1. April 1923

## Die Politik in der Literaturgeschichte.

Die „Königliche Volkszeitung“, 2. Morgenausgabe vom 24.3.23, schreibt:

„Adolf Bartels, der bekannte Literaturhistoriker, der früher bei uns nicht selten freundliche Würdigung für sein tapferes Kämpfen um deutsche Hochziele finden konnte, hat in den letzten Auflagen seines Buches Die deutsche Dichtung von Hebbel bis zur Gegenwart (Leipzig, Haessel) bedenkliche Wege eingeschlagen. Er ist, unter großem Aufwand von Fleiß und Mühe, andauernd damit beschäftigt, sein Buch nach allen Richtungen hin zu verschlechtern. Kein Freund findet sich, der ihm die verderbliche Feder aus den Händen nimmt. Sein Antisemitismus ist schließlich zu einer Art Judenkiller geworden, der ihn vollständig farbenblind gemacht hat; denn er kann nicht mehr sehen und hören, sondern nur noch wittern. Und überall wittert er Juden!

Die merkwürdigsten Beweismittel müssen herhalten, um bei seinen Opfern ein fragliches Judentum herauszubringen. Bald ist es der Name, der etymologisch abgewogen wird; genügt der Name nicht, so greift er zur Photographie, womit er gewöhnlich spielerisch sein Ziel erreicht. Oder es sind irgendwelche lose oder konstruierte Zusammenhänge. Ist jemand nicht Jude, dann ist er Judenfreund oder wenigstens nicht Antisemit, was für Bartels Anlaß genug ist, um finster die Augen zu rollen.

Von Auflage zu Auflage hat Bartels den Kampf gegen das Judentum immer mehr zur Hauptsache in seiner Literaturgeschichte gemacht und ihren Wert hierdurch stetig herabgedrückt, bis er mit der eben erschienenen neuen Auflage des Teilbandes Die Jüngsten einen Gipfelpunkt erreicht hat, den er kaum noch überbieten kann.

Aber Bartels ist anscheinend auf dem besten Wege, sich einen neuen Gegenstand außerliterarischer Polemik zurechtzulegen, nämlich die Zentrumspartei und die deutschen Katholiken. Er schreibt in dieser neuen Auflage z. B. folgende Sätze nieder:

„Über die Verhältnisse in der gegenwärtigen angeblich sozialen, in Wirklichkeit rein kapitalistischen Republik will ich nicht viele Worte verlieren. Die Verantwortlichkeit für die heutigen Verhältnisse trägt, da die Sozialdemokratie allein nicht regierungsfähig war, das ehemalige Zentrum, die katholische Volkspartei, und es mögen hier denn die Aussprüche ihrer Führer, des Nationalversammlungspräsidenten und Reichskanzlers Fehrenbach: „Wenn ich das Wort „völkisch“ höre, wird mir jedesmal übel“ und des Reichskanzlers Birh: „Der Feind steht rechts“ statt aller Charakteristik stehen.“

Die Welt wird immer bunter! Bartels weiß nicht einmal, daß es in Deutschland keine katholische Volkspartei gibt, er weiß nicht, daß das Zentrum stets noch Zentrum heißt, er hat, obwohl er in Weimar lebt, nichts erfahren von den großen Diensten, die das Zentrum in der Weimarer Nationalversammlung dem deutschen Volke erwies, Dienste, die von einem Protestanten und deutschen Manne wie E. Curtius in warmen Worten anerkannt wurden: ihm ist sichtlich entgangen, was die Zentrumspartei seit 1918 an Kräften und Opfern für den Wiederaufbau Deutschlands aufbot, und nun kommt dieser in politischen Dingen völlig unwissende und urteilslose Mann und will das Zentrum für Deutschlands jetziges Elend verantwortlich machen. Stünde dies in einer politischen Zeitung oder Zeitschrift, so könnte man darüber mit einer entsprechenden Zurückweisung hinweggehen, aber als Urteil eines Gelehrten in einer deutschen Literaturgeschichte ist es eine ganz unerträgliche Unmaßung, und sagen wir es offen — eine Unverschämtheit.

Bartels hat seine Literaturgeschichte mit derartigen Anpöbelungen von Personen und Parteien so wesentlich verschlechtert, daß sie schier unbrauchbar geworden ist. Einst leistete sie erhebliche Dienste als Gegengewicht gegen eine Art großstädtischer Literaturschreiberei, die dem deutschen Volke eine Literatur aufnötigen wollte, die weder künstlerisch wertvoll noch deutsch ist. Einst trat Bartels ein für deutsche Tiefe und Innigkeit, für Reinheit und Seelencultur. In der „R. V.“ wurde ihm dafür manches verdiente Lob zuteil. Aber der Haß hat

in den neuesten Auflagen die Liebe ersetzt, Bartels wurde zum „völkischen“ Agitator, er hat alles Gift in sich aufgenommen, das von den völkischen Organisationen verspritzt wird, und dieses Gift verabsorbiert er nunmehr in seiner Literaturgeschichte. Dies ist nicht mehr deutsch, dies dient nicht mehr unserem Volke. Seine Literaturgeschichte müßte also weiterhin gewissenhaft nach rückwärts revidiert werden, indem darin eine rücksichtslose Streichung aller Angriffe und Verdächtigungen persönlicher Art erfolgt. Literarische Überzeugungen sind nur dann wertvoll, wenn sie sich auf literarische Werturteile stützen. Persönliche Kampfmethoden sind hüben wie drüben gleich verwerflich.“

Dazu wäre zu bemerken (ich möchte die Leser des „Deutschen Schrifttums“ nicht mit persönlichen Dingen behelligen, hier handelt es sich aber um eine Angelegenheit von allgemeiner Bedeutung):

1. Mein Antisemitismus ist der alte und keineswegs in Judenkiller ausgeartet. Wenn er heftiger geworden zu sein scheint, so liegt das daran, daß sich in der jüngsten Zeit die Macht des Judentums und die Zahl der deutschdichtenden Juden stark vermehrt hat, was natürlich dem „Die Jüngsten“ betitelten dritten Teile meiner „Deutschen Dichtung“ ein schärferes antisemitisches Gepräge verleiht als den beiden früheren.

2. Auch meine Weise der Feststellung und Bekämpfung des Judentums ist die alte. Nach wie vor gehe ich nach dem Eindruck der Werke, lasse aber selbstverständlich auch Name und Aussehen mitentscheiden. Wie sicher meine Bitterung ist, beweist der Umstand, daß ich nach dem ersten Hervortreten der „Jüngsten“ nur 6—7 Berichtigungen erhalten habe, darunter noch 2—3 offenbar falsche. Nach dem Hervortreten der jüngsten (3.) Ausgabe ist überhaupt noch keine angelangt. (NB. Meine „Deutsche Dichtung“ will nicht, wie es die „R. V.“ hinstellt, schon richtige Literaturgeschichte sein, sondern nur, wie es auch im Vorwort ausdrücklich gesagt ist, „Eroberung von Neuland“ und kann so um die Herkunftsfrage garnicht herum. Daß ich Juden und Judengenossen anders behandle als sie verdienen, bestreite ich sehr entschieden).

3. Nicht ich, aber die Zentrumspartei hat ihre Stellung zum Judentum geändert. Es ist mir natürlich bekannt, daß sie sich auch in früherer Zeit gegen den Rassenhaß erklärt hat, aber eine bestimmte Abneigung gegen das Judentum (man vergleiche den offenen Antisemitismus der österreichischen Christlichsozialen) bestand doch, und mit Recht, da das Judentum ja immer christentumsfeindlich war. Die Änderung trat dann infolge der Erzbergerischen Politik ein, und heute geht das Zentrum mit dem Judentum offenbar Hand in Hand. Nicht nur, daß leitende Persönlichkeiten der Partei mit solchen der verjudeten demokratischen und sozialdemokratischen, auch mit ungetauften Juden in den Ministerien zusammengeseßen haben und noch sitzen, es erfolgt auch auf anderen Gebieten ein Zusammengehen mit den Juden. Beispielsweise: der ausgesprochen katholische Dichter Leo Weismantel schreibt für das völlig jüdische „Literarisches Echo“ „Briefe über katholische Literatur“, und es arbeiten auch noch andere katholische Schriftsteller, wie z. B. Hans Rosellieb, für diese jüdische Zeitschrift mit (auch

noch viele andere Deutsche freilich, aber ausgesprochen evangelische, so viel ich sehe, nicht). Auch hat der Vorsitzende der Zentrumspartei, Reichstagsabgeordneter Marx, den Antisemitismus neuerdings vollkommen unrichtig als „fast immer auch eine Gegnerschaft gegen das Christentum speziell, gegen die katholische Konfession“ erklärt, was, wie ich in der „Deutschen Zukunft“ vom 5. Oktober 1922 nachgewiesen habe, zweifellos auch auf die jüdische Genossenschaft zurückzuführen ist.

4. Es ist nicht wahr, daß ich gegen die deutschen Katholiken vorgehe. Diese, ihre Dichter, werden in meiner „Deutschen Dichtung“ genau so objektiv behandelt wie früher. In einer eben erschienenen politischen Schrift „Der völkische Gedanke“ bin ich sogar dafür eingetreten (Seite 51), daß, wenn in Deutschland einmal wieder das Kaisertum hergestellt wird, eine norddeutsche evangelische und eine süddeutsche katholische Herrscherfamilie als Kaiser abwechseln. Allerdings bekämpfe ich aber die mir von jeher wenig sympathische Zentrumspartei (die ich nur der Deutlichkeit halber als katholische Volkspartei bezeichnet habe — der frühere offizielle Name „Christliche Volkspartei“ ist mir natürlich auch sehr wohl bekannt). Nach meiner und zahlreicher anderer Deutschen Ansicht trägt die Zentrumspartei an der deutschen Niederlage und dem deutschen Zusammenbruch sehr viel Schuld, vielleicht die Hauptschuld. Mit der vom Zentrum ausgehenden Friedensresolution vom 19. Juli 1917 beginnt unserer Anschauung nach die Reihe der den deutschen Zusammenbruch herbeiführenden politischen Ereignisse — daß das Zentrum am Abbau der Bismarckschen Verfassung beteiligt ist, daß es sich dann mit der Revolution sofort abgesunden hat, daß Vertreter von ihm den Vertrag von Versailles mit herbeigeführt und mit unterzeichnet haben, daß sein Zusammengehen mit den Radikalen die Erfüllungspolitik und ihre Folgen ermöglicht und die heutigen Zustände mit verschuldet hat, scheint uns unbestreitbar. (Übrigens gibt es schon Schriften mit allem nötigen Belegen über diese Dinge, wie das „Ultramontane Schuldbuch“ von Alfred Müller). Über die angeblich „großen Dienste, die das Zentrum in der Weimarer Nationalversammlung dem deutschen Volke erwies“, indem es die Preußische (von einem Juden stammende) Reichsverfassung mit ummodelte, denken wir Völkischen skeptisch. Allerdings hat das Zentrum verhindert, daß dem Christentum durch die Verfassung der Hals abgeschnürt wurde, aber das war doch wohl reine Selbsterhaltung. Von Opfern der Zentrumspartei für den Wiederaufbau Deutschlands ist mir nichts bekannt, ich bin aber der festen Überzeugung, daß das Urteil der Geschichte über die Schuld des Zentrums nicht viel anders als meines lauten wird, und würde mich für einen Feigling halten, wenn ich es verschwiege. Im übrigen habe ich mich, was die „N. B.“ wohl absichtlich wegläßt, nicht bloß über Fehrenbach und Wirth, auch über Stressemann und Hergt ungünstig ausgesprochen.

5. Ob ich Politiker bin oder nicht, überlasse ich der Entscheidung der Deutschen, die meine (zum größten Teil vergessenen) politischen Schriften („Der deutsche Verfall“, 1913, „Der Siegespreis“, 1914, „Die deutsche Not“, 1917, „Was nun?“, 1919, „Rasse und Volkstum“, 1920, „Der völkische Gedanke“, 1923) gelesen haben. Partei- und Tagespolitiker bin ich jedenfalls nicht, und wenn ich die „Verdienste“ des Zentrums und seiner führenden Persönlichkeiten in meinen „Jüngsten“ festgestellt habe, so ist das nicht, wie mir die „N. B.“ unterschiebt, aus hehlerisch-politischen, sondern aus geschichtlichen Gründen geschehen: die „Deutsche Dichtung der Gegenwart“ hat immer notwendigerweise als Hintergrund der literarischen kurze Darstellungen der geschichtlichen Entwicklung gegeben, und nichts anderes ist auch in den „Jüngsten“ geschehen, wie das Zitat der „N. B.“ mit den schon historisch gewordenen Aussprüchen deutlich genug beweist. — Über die Schmähungen der „N. B.“ (Anmaßung, Unverschämtheit, Anpöbelung) will ich stillschweigend hinweggehen — ich bin sie von jüdischer Seite her gewohnt, und es stört mich weiter nicht, daß nun auch Zentrumsblätter da mitmachen. Daß diese von dem „Gift,

das die völkischen Organisationen versprechen“, reden, beweist ja auch Verjudung. Völkischer Agitator oder richtiger Kulturpolitiker — das will ich doch noch kräftig hervorheben — bin ich immer gewesen, da ich stets der Anschauung war, daß Politik im höchsten Sinne, Volkstumspolitik, ja auch Kampf jedem praktischen Wissenschaftsbetrieb unentbehrlich sei. Es haben auch alle früheren bekannten Literaturgeschichtsschreiber ihre politische Tendenz gehabt, Gerwinus z. B. die liberal-doktrinäre, Wilmar die konservativ-fromme, Scherer, die aufklärerisch-liberale usw. Literatur und Leben stehen sich so nahe, daß man auch um die volkstumspolitische, völkische Betrachtung vor allem der Gegenwartsliteratur nicht herumkommt. Doch sind mir bei der Beurteilung der Dichter, wie schon die Aufnahme oder Nichtaufnahme und die Ausführlichkeit oder Kürze der Behandlung zeigen, die ästhetischen Gesichtspunkte oder einfacher das Können zuletzt immer entscheidend gewesen, und das wird so bleiben.

Adolf Bartels.

### Ein Jude als Leiter der „Bayerischen Landesbühne“.

Man schreibt dem „Deutschen Schrifttum“: Wie die Judenblätter frohlockend melden, ist soeben der bisherige Theaterkritiker der „Neuen Badischen Landeszeitung“ in Mannheim, der Jude Dr. Ernst Leopold Stahl, zum ersten Dramaturgen der „Bayerischen Landesbühne“ ernannt worden. Wir hielten diese Nachricht zuerst aus verschiedenen Gründen nicht für glaubhaft; und wir können auch jetzt, nachdem an ihrer Richtigkeit nicht mehr zu zweifeln ist, nicht verstehen, wie diese Ernennung möglich war. Die „Bayerische Landesbühne“ ist, wie wir belehrt werden, eine vom Bayerischen Staatsministerium geschaffene „Organisation zum Zwecke einer kulturellen und gemeinnützigen Theaterpflege im Lande“, also, richtig aufgefaßt und geleitet, gewiß eine Einrichtung, die der öffentlichen Kunstpflege in Bayern großen Nutzen bringen könnte. Um so weniger ist aber zu verstehen, daß man einen Juden, und noch dazu den Theaterkritiker eines der schönsten Judenblätter Deutschlands, in die Leitung der Bühnenorganisation berufen und damit diese Organisation jüdischem Einfluß unterstellen konnte: doppelt unverständlich, daß eine solche Ernennung gerade von Seiten des Bayerischen Kultusministeriums erfolgen konnte. Es ist doch bekannt, daß in Bayern die Bevölkerung weit mehr als in den meisten übrigen deutschen Ländern zur Erkenntnis der jüdischen Gefahr erwacht ist, von der die Beherrschung der deutschen Presse, Buchliteratur und Bühne durch das Judentum die wichtigste Seite bildet. Die christlich-deutsche Bevölkerung Bayerns muß daher die Auslieferung dieser wenigstens zum Teil vom Staate unterhaltenen Organisation an das Judentum geradezu als eine bewußte Herausforderung empfinden; denn das Bayerische Kultusministerium kann doch unmöglich die Ansicht vertreten wollen, daß unter den christlich-deutschen Theaterfachmännern Bayerns für diesen Posten keine geeignete Kraft zu finden gewesen wäre. Auch ist diese Ernennung mit der gesamten sonstigen, ihr Christentum und Deutschtum betonenden Haltung des gegenwärtigen Bayerischen Staats- und Kultusministeriums schlechterdings nicht in Einklang zu bringen; man kann zunächst nur annehmen, daß den maßgebenden Stellen das Judentum und die bisherige Tätigkeit des Herrn Dr. Stahl nicht bekannt war. Herr Dr. Stahl, der bisher außer der Theaterkritik auch die Leitung des Deutschen Theaterkulturverbandes unter sich hatte, wird jedenfalls an seinem Teil dafür sorgen, daß die „Bayerische Landesbühne“ frei von aller christlich-deutschen und nationalistischen Geistesenge eine „Kulturanstalt“ im dem Sinne wird, wie das Judentum dieses Wort versteht oder wenigstens von uns Deutschen verstanden wissen will — daß sie also durch das Mittel des Schauspiels die Deutschen zu einem internationalen,

jüdisch beherrschten „Kulturvolk“ im Sinne der „Weltbühne“ des Herrn Siegfried Jacobsohn, der „Neuen Badischen“, „Frankfurter Zeitung“ usw. zu machen suchen wird. Da der Vertrag mit Herrn Dr. Stahl offenbar bereits abgeschlossen ist, wird den Vertretern der christlich-deutsch gesinnten Bevölkerung Bayerns zunächst nichts übrig bleiben, als die Regierung nach den Gründen zu fragen, die sie zu dieser unverständlichen Ernennung bewogen haben, sodann aber dafür zu sorgen, daß dieser Vertrag nicht erneuert wird, sondern nach Ablauf der Vertragszeit Herrn Dr. Stahl, der übrigens u. B. weder in Bayern noch mit diesem Namen geboren ist, der Weg zurück zum Mannheimer Schwesternblatt der „Frankfurter Zeitung“ offen steht.

k-r.

## Neue Bücher

**Franz Dingelstedt:** Die Amazone. Roman in zwölf Kapiteln (Deutsche Bibliothek in Berlin). Von Franz Dingelstedt, dem Dichter, weiß man in Deutschland nicht mehr allzuviel, und doch ist kein Zweifel, daß wir den großen Heinrich Heine durch ihn recht gut ersetzen könnten: Seine Nachtwächterlieder sind sicherlich gehalt- und auch geistvoller als des Juden gesamte politische Poesie, und seine Reiseskizzen wiegen, als realistischer gehalten, Heines „Reisebilder“ schon so ziemlich auf. Von starker Zeitbedeutung sind auch Dingelstedts drei Romane, „Die neuen Argonauten“, in denen in gewisser Beziehung Dickens vorweggenommen wird, „Unter der Erde“, der jungdeutsche „Werther“, und „Die Amazone“. Es ist ein Verdienst des 1921 verstorbenen Dr. Ludwig Lorenz, daß er von diesem letzten Romane, der 1868 zuerst erschien, noch eine Neuauflage mit ziemlich umfangreicher Einleitung veranstaltet hat, die nun eben hervorgetreten ist. Lorenz hat durchaus recht, wenn er sagt: „Wir haben wohl keinen Roman, der uns die aristokratische und Künstlergesellschaft in München, sowie die Kreise der Großkaufleute um das Jahr 1870 so lebendig und unparteilich (überdies noch mit gesundem Humor) schilderte“. In bestimmter Hinsicht ist „Die Amazone“ der erste moderne Zeitroman, und wie klar Dingelstedt die „neue“ Zeit, die nun so jämmerlich zu Ende geht, erfaßt, beweist u. a. auch der Umstand, daß er zwei jüdische Journalisten, Meyer Hirsch und Hirsch Meyer, in sein Werk einführte, von denen der eine rechts und der andere links schreibt. Für unseren heutigen Geschmack ist die Manier des Romans vielleicht ein wenig zu jungdeutsch-geistreich, aber zulezt stört das doch nicht, da das Leben eben scharf und treu erfaßt ist. Ich glaube, das Werk wird auch wieder viele Liebhaber finden.

U. B.

**Max Dreger:** Die Siedler von Hohenmoor. Ein Buch des Barnes und der Zupersicht (E. Staackmann, Leipzig). Dieser Roman Dregers bildet ein Seitenstück zu den neulich hier besprochenen „Kameraden“ Rudolf Herzogs — eine genaue Vergleichung würde ganz fesselnd sein, aber wir wollen sie einem künftigen jungen Germanisten für seine Doktor-Dissertation überlassen. Nur das sei bemerkt, daß uns beide Bücher deutsche Offiziere und auch den deutschen Bürgerkrieg, soweit er denn bisher in Erscheinung trat, vorführen. Mit Dregers Werk könnte man dann noch den Eingang von Artur Dinters neuem Roman „Die Sünde wider die Liebe“, der den Kampf der ländlichen Arbeiter gegen ihre Gutsherrschaft auf dem gleichen (pommerschen) Boden schildert, zusammenstellen. Ich brauche kaum ausdrücklich zu sagen, daß ich Werke wie diese für augenblicklich sehr notwendig halte. Ob sie die Arbeiter in die Hand bekommen, ist mir freilich sehr zweifelhaft, auch würden diese, im Banne des jüdischen Margismus, wie sie nun einmal sind, kaum herauslesen, was jeder vernünftige Mensch herauslesen muß; aber es genügt ja wohl auch, wenn sich die Gebildeten, die Angehörigen der früheren sogenannten höheren Stände, mit den hier vorliegenden Problemen wie dem der Volksgemeinschaft gründlich beschäftigen: Die neuen Anschauungen (wenn auch nicht gleich das Heil) müssen ja doch von ihnen kommen und in die Welt gebracht werden. Herzogs Roman ist, wie mich dünkt, ruhiger und gehaltener als der Dregers, aber dieser rückt den Dingen kräftiger auf den Leib, ist der geistig bewegtere, vielfältigere, wenn man will, auch sensiblenere, aber doch nicht gerade in schlechtem Sinne. Im besonderen die Kontrastierung eines entschieden völkischen Siedler-Offiziers und einer modernen Internationalen wirkt außerordentlich fesselnd, mag auch der strengere Beurteiler darin noch etwas reine Antithese entdecken. Die Zahl der vorgeführten Zeitgestalten ist bei Dreger größer als bei Herzog, sie sind zum Teil auch schärfer gesehen, das Milieu kommt bei beiden voll zu seinem Recht. Auch Dreger erhält sich bis zum Schluß seinen Optimismus, obschon einem die Mißhandlung des französischen Kapitäns durch den Helden doch allerlei Befürchtungen erregt und die „Objektivität“ des Arbeiterführers bei dieser Gelegenheit nicht recht wahrscheinlich vorkommt. Jedenfalls ist auch Dregers Buch ein tapfer-deutsches, und wir wollen es ihm als nationales Verdienst anrechnen.

U. B.

**Else Buchhellen-Weidener:** Jesus. Roman. (Verlag Eugen Salzer, Heilbronn 1922). Ich bin kein Freund von Jesusdramen und Jesus-

romanen. Die Gefahr bei jenen (die allerdings nicht auf die Bühne, wie sie heute ist, gehören) ist aber immer noch nicht so groß wie bei diesen. Sind jene durch die Aufgabe des Dramas auf scharfe Problemstellungen, auf knappe Darstellung und Gestaltung eines überragenden Charakters und seiner notwendigen Tat angewiesen und in der Lage, das Große groß aus sich, das Heilige heilig aus sich hinzustellen, so laufen diese, die Romane, Gefahr, die behandelten Charaktere, selbst die größten, was naturnotwendig durch die innere Form des Romans bedingt ist, allzu stark aus dem Milieu zu erklären, das in aller Breite zu schildern der Romanschriftsteller gezwungen ist. In den Gesichtskreis des Lesers treten notwendig unzählige Zeitumstände, Einzelbegebenheiten, Gesichte nebensächlichster Art. Stellt man dann in diesen Rahmen eine Gestalt von den Ausmaßen Jesu Christi, so wird sie uns allzumenschlich, was keiner will, und zu wenig göttlich erscheinen. Die Verfasserin dieser „Biographie“ hat Jesus, dessen Entwicklungsgang sie von den Schülerjahren an, der heiligen Schrift treu folgend, eingehend schildert, einfach aus dem historischen und jüdischen Milieu erklärt und damit Jesus zwar zu einem fabelhaft bewunderungswürdigen, hervorragenden, heldischen Menschen gestempelt, ihm aber das unbegreiflich Heilige, das Göttliche, das unsere religiöse Vorstellung es verlangt — falls Religion auch noch fernerhin das Erleben von Göttlichem bedeutet — damit eigentlich genommen. Man fragt sich: hat Jesus, der Gottsohn, die schlechthin reine göttliche Erscheinung, von deren Erdgebundenheit in einem bestimmten sichtbaren Offenbarungsstadium wir ja garnicht allzuviel wissen wollen, wirklich in dieser kurzen Spanne Zeit des Erdendaseins all die kleinen und kleintlichen Kämpfe mit der Synagogen-Lehre, mit dem alten Gesetz, mit den kleinen, beschränkten rabbinischen Köpfen der ihn unterrichtenden Männer erst durchkämpfen müssen, unter all den Qualen der Zweifel und Verwirrung, wie sie der gewöhnliche Sterbliche hat? Oder stand das Genie, was er als Mensch doch mindestens war, nicht von Anfang an zweifelfrei und erhaben über dem aller eigentlichen Religiosität baren Gesetze der Fremdrassigen, dessen innerstem Wesen er ja, da er als Galläer auch noch anderen Bluts war als die jüdischen Schöpfer des Gesetzes, himmelfern war, instinktiv und grundsätzlich? Ein Jesus, der sich erst Jahre lang mit größter geistiger und seelischer Energie abgeben muß mit der alten, geklößten Buchstabenlehre, ist nicht von Gott. Der Gott-Jesus, den wir glauben wollen, predigte keine mühsam erworbenen empirischen Erkenntnisse, sondern, wenn man es so ausdrücken darf: apriorische Erkenntnisse. Also den zu erdigen, zu viel historisch erklärten Jesus wollen wir metaphysisch befähigten Deutschen garnicht. Wir wollen mehr als einen üblichen Heiligen und Weisen. Denn je irdischer Jesus dargestellt wird, je strenger wissenschaftlich-historisch man ihn zu erforschen sucht, desto weniger glaubt man an ihn, desto geringer wird seine Macht sein. Vielleicht liegt hier die Kernfrage der christlichen Mission und der christlichen, dogmatischen Kirche. — Auch die Mutter Maria, für den katholischen Glauben die Gottesmutter im Himmelschein, wird in dem Roman als bis zulezt Zweifelnde und Schwankende, Erkenntnisunfähige hingestellt. — Die Judasfigur ist gut angepackt, aber zur tieferen Motivierung dieser Natur, die doch eben die jüdischeste unter den Jüngern war, kommt die Verfasserin nicht. — Der poetische Wert des Buches ist nun freilich bedeutender als der geistige, aber das ist nicht genug bei einem Buche mit dem Thema Jesus. Sehr fein ist die Begegnung Jesu mit Johannes dem Täufer und die Jordantaufer gegeben. Auch an guten Stimmungsmitteln fehlt es nicht. Der Stil ist rein und erhebt sich in dramatischen Augenblicken zu bedeutender Wirkungskraft. Das Buch wird gewiß einen bestimmten Leserkreis finden. Die gestellte Aufgabe ist aber nicht gelöst, wohl restlos von Niemandem zu lösen.

H. S. 3.

**Ellen Tornquist:** Auf Goethes Pfaden in Weimar. Zeichnungen mit Begleitwort von Friedrich Lienhard (H. Haessel, Verlag, Leipzig). Die 21 Zeichnungen, die in der ersten Ausgabe zur Zeit der Tagung der Deutschen Nationalversammlung in Weimar erschienen, verdienen sicherlich erhalten zu werden, denn sie geben Weimars schönste Stätten wahrhaft stimmungsvoll und dabei nicht in allzuängstlicher, sondern großzügiger Manier. Unser einer, der bald ein Menschenalter in Weimar lebt, kennt natürlich noch mindestens ebensovielen andere reizvolle Orte, aber für das deutsche Volk als Ganzes genügt die Auswahl und es wäre zu wünschen, daß es aus ihr erkennte, was die Größe Weimars ausmacht. Das Begleitwort von Lienhard ist zur Einführung nicht ungeeignet, und es stört mich auch weiter nicht, daß er — natürlich! — Schiller als ebenbürtig neben Goethe erhebt, obgleich das der Titel doch eigentlich ausschließt. Wem Schillersche Verse wie „Doch Schöneres find' ich nichts, wie lang ich wähle, Als in der schönen Form die schöne Seele,“

noch etwas geben, der ist heutzutage vielleicht zu beneiden. Für eine künftige Ausgabe wäre vielleicht der Ersatz der Prosa-Einleitung durch — Sonette, zu jedem Bilde eins, zu empfehlen. Freilich, es wäre nicht leicht, sie zu schaffen.

**Arnold Büchli:** Zwischen Aar und Rhein. Neue Gedichte. (H. Haessel Verlag, Leipzig 1922). Dieses 11. Bändchen der von Harry Mayne (Bern) besorgten Sammlung: „Die Schweiz im deutschen Geistesleben“ enthält schöne naturlyrische Verse, die von reifer Künstlerschaft zeugen, und deren Form aus ursprünglicher Anschauung und aus rhythmischem, ja stark musikalisch bestimmtem Gefühlerwachsen ist. Der kleinere Teil der Motive dieser Gedichtreihe ist subjektiver Art

(Heimweh, Mutter, Einem Toten). Doch sind die Motive Alpenlandschaft, Wald, Götter- und Geisterfeste, und was sonst den Stoff abgegeben hat, doch auch stark subjektiv erlebt und gestaltet. Es ist hier, gerade in der Naturlyrik, Expressionismus in so fern, als der Dichter nicht die Landschaft besingt, sondern die Landschaft durch ihn singt, er die erwanderte Natur in Erlebnis Ausdruck unmittelbar umsetzt, also über die bloße poetische Schilderung hinauskommt. Die sehr erfreuliche, lebenswürdige Gabe Büchsis steht als Offenbarung gesunder Schweizer Kraft und inniger Heimatliebe gleichwertig etwa neben den jungen, hier schon gewürdigten (auch bei H. Haessel erschienenen) Dichtungen des Schweizer Sängers Eugen Hasler. H. S. Z.

## Aus Zeitschriften und Zeitungen.

**Einladung deutscher Studenten nach Oxford.** Durch die Zeitungen ging Anfang Februar die Meldung von einer Einladung der Oxford Studentenschaft für zwölf deutsche Studenten. Wir erfahren dazu, schreibt irgend ein Judenblatt, vom Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft, daß diese Einladung zu einem vierwöchigen Aufenthalt in Oxford im Monat Mai keine offizielle Veranstaltung der Universität Oxford bedeutet, sondern lediglich die Folge eines lebhaften Wunsches einer Anzahl Oxford Studenten zur Wiederaufnahme freundschaftlicher Beziehungen zwischen England und Deutschland ist. Das englische Komitee, das zur Organisation der Veranstaltung gebildet worden ist, wird die Gesamtkosten, welche den deutschen Gästen erwachsen, einschließlich der Reise- und Passkosten, tragen. Die Unterbringung in Oxford soll in Privathäusern erfolgen; während des Aufenthalts sollen die Deutschen an den Debatten der studentischen Vereinigungen, an den sportlichen Veranstaltungen und Ausflügen teilnehmen, sie sollen ferner zu den Vorlesungen und zur Universitätsbibliothek Zutritt haben und auch ihren eigenen Studien abliegen können. Das Auslandsamt der Deutschen Studentenschaft hat die Einladung für den Monat Mai angenommen. Über die Auswahl der nach England reisenden Studenten kann noch nichts mitgeteilt werden. — Hoffentlich findet sich kein deutscher Student, der nach Oxford geht. Jüdische kann man ja reisen lassen.

**Namensänderungen.** Nach dem bisherigen Recht mußten die Entscheidungen des preussischen Justizministers über Namensänderungen vom Amtsgericht im „Reichsanzeiger“ und „Preussischen Staatsanzeiger“ bekannt gemacht werden. Diese Bestimmung ist merkwürdigerweise, schreibt die „Deutsche Zeitung“, durch Verordnung des preussischen Staatsministeriums vom 30. Januar 1923 für reformbedürftig erachtet und demgemäß geändert worden. In Zukunft findet die Bekanntmachung nur noch statt, wenn sie vom Justizminister ausdrücklich angeordnet wird, in allen anderen Fällen hat sie zu unterbleiben. Vor der Anordnung ist der Wunsch des Antragstellers zu ermitteln. So kann das blühende Gewerbe jüdischer Namensänderungen sich hinfort unbemerkt vor den lästigen Augen der Öffentlichkeit fortsetzen. Denn jüdische Kreise sind es doch in erster Linie, die an diesen Dingen interessiert sind.

## Die deutsche Bühne der Gegenwart

**Deutsches Nationaltheater Weimar.** Franz Werfel: „Schweiger“. Tragödie in drei Akten. Daß Werfel, der führende jüdische Expressionist, eine Art Heinrich Heine redivivus darstellt, ist einem seit der magischen Trilogie „Der Spiegelmann“, dieser höchst gefährlichen Dichtung, kaum noch zweifelhaft. Sein Wesen ist spezifisch jüdisch. Er ist Gedanken- und Formenvirtuose von Rang, nicht so vielseitig wie Heine, aber jedenfalls als böser Geist dem Deutschland fast gleich verhängnisvoll. Auch das „Tragödie“ genannte Theaterstück „Schweiger“ erweist die Wahrheit, daß der Jude allein schon als Begriffsverwirrer, und zwar als ganz bewußter, der Feind einer deutschen Wiedergeburt ist. Das zu erkennen bedarf es keiner besonders geschliffenen Antisemiten-Brille, sondern nur eines feineren Instinkts, als ihn die breite, urteilschwache Menge besitzt, denn natürlich haben wir es bei einem jüdischen Virtuosen talent vom intellektuellen Range Werfels mit der raffinierten Methode jüdischer Zersetzung zu tun, wie sie letztlich Erich Schickel in dem Aufsatz „Das System der jüdischen Zersetzung“ in unserer Zeitschrift dargelegt hat. — Die Atmosphäre des Stückes ist von Anfang an unheimlich krankhaft, der Stoff grotesk-pathologisch. Mode seit Meyrink. Konjunktur die Parole! Die mystisch-verirrte Gegenwart liebäugelt mit dem Spiritismus, mit der Psychoanalyse und Alchimie. Diese Schwäche macht sich Werfel zu Nutze. Der ganze Fall, den er konstruiert hat, ist mit Ibsenschen und Strindbergischen Stimmungsmitteln, aber ohne wirkliche dramatische Technik, zu drei langen Akten ausgesponnen worden. Gewiß, Ibsen und Strindberg fehlt zum Dramatiker auch das Letzte. Werfel fehlt aber schon das Erste: Wahrheit. Darum zuletzt Wache, nichts als Wache. — Der Uhrmacher Schweiger, dessen Wesen der Umwelt heilandskräftig erscheint (unheiliges Jonglieren mit heiligen Gedanken),

führt sein zweites, sein Handwerkerleben, nachdem er das erste als Privatdozent Forster mit einer in einem Wahnsinnsanfall begangenen Untat abgeschlossen hat und in den Bannkreis des Psychiaters als höchst interessanter „Fall“ geraten ist, neben seiner jungen Frau, die dunkel die Grenzen ihres Eheglücks fühlt und dem festsam verschlossenen Gatten ganz nahe nicht zu rücken vermag. Der scheinbare Meister, dieser Psychiater, Professor Bierck, der zu ganz bestimmtem Zwecke (sprich Tendenz) als Typus deutschpötkischer und Monarchist gezeichnet, bezw. karikiert ist, und der Forster einst durch seine geheimen Kräfte das Bewußtsein von der Untat genommen und ihm so ein neues, schuldloses Leben ermöglicht hat, erscheint mit einem Mal wie der leibhaftige Satan, aus politischer Besorgnis aus der Versenkung bei Schweiger, um diesen der sozialistisch-kommunistischen Bewegung, der er zur Verfallen droht, zu entziehen. Er belastet ihn, um ihm seine Macht zu zeigen, wieder mit der Erinnerung an die furchtbare Vergangenheit und unterrichtet auch die ahnungslose Frau von der Kindesmordtat des früher Versinnigen. Sein Auftreten, sein Gebahren ist teils mephistophelisch, teils brutal, äußerlich äußerst korrekt (à la Verbindungsstudent, wie eine sjenische Bemerkung lautet!!!). Er zerstört durch seinen Eingriff das sich eben allmählich entspinnde Eheglück, treibt die Frau zur Verzweiflungstat, den Mann in den Wahnsinn zurück. „Schweiger“, der noch eben durch eine Rettungstat an Kindern das vergangene Verbrechen gesühnt hat, geht an der ihm neu aufgeladenen Bewußtseinslast, gewissermaßen unter dem mephistophelischen Zwange des deutschpötkischen brutalen Seelenförgers und auch unter den Schlangenaugen eines katholischen Seelenfängers (Obacht: Tendenz!) zu grunde. Das ist alles raffiniert ausgedacht. Bonmois, wie das aus Biercks Mund: „Der kranke Arier ist Jude, auch vor ihm muß das deutsche Volk geschlachtet werden“ verwirren das ahnungslose Publikum vollends. Die antisemitischen Gebärden des Juden Werfel sind köstlich albern. Gewürzt wird die müde dahinschleichende Handlung durch eine E. T. N. Hoffmann-Figur, einen Patienten des Psychiaters, einen mehr oder weniger harmlosen armen Irren, der dem Herrn verflaut ist, ihn begleitet und eines Tages doch abschießt. (Der Dache von Psychiater läßt den Irren Begleiter ruhig einen geladenen Revolver bei sich tragen!). Braven Gemütern sträubten sich die Haare. — Das Weimarsche Ensemble hatte unter der Gastspielleitung Friedrich Sebrechts aus Gera viel Mühe und Kraft an die Sache gegeben, die denn auch zu einem guten Theatererfolg hinausgeführt wurde. H. S. Z.

**Theaterbericht aus Dresden.** Es war ein interessanter und dankenswerter Versuch, den das Neustädter Schauspielhaus mit der Uraufführung der ersten Fassung von Hermann Stehrs düsterem Drama „Meta Konegen“ unternahm. Es hat damit, wie mit der neulichen Dresdner Erstaufführung von Ibsens „Peer Gynt“, bewiesen, daß es, obwohl Privattheater und somit an Kassentrapporte gebunden, gewillt ist, an dem literarischen Leben der sächsischen Hauptstadt führend teilzunehmen. Die Aufführung selbst freilich erwies nur aufs Neue die Wücherrwahrheit, daß ein bedeutender Epiker nicht zugleich ein geborener Dramatiker zu sein braucht. Schon die an sich geringfügige Handlung ist episch angelegt und verlangt geradezu episch-zergliedernde Behandlung: Ganz hingegenommen von seinem großen Werke, entzieht sich der Professor Konegen dem Liebesverlangen seiner heißblütigen, jungen Frau, die sich in so verdrängter Erotik einem Unwürdigen an den Hals wirft. Als sie zur Erkenntnis gelangt, stürzt sie sich in geistiger Verwirrung vom Balkon in die Tiefe. Wäre dieser Stoff mit sicherer Hand und hellem Herzen gestaltet, so möchte der epische Grundzug immerhin noch hingenommen, aber wie nach umjünglicher, übermotivierter, aber durchaus nicht klarer Vorbereitung der Austrag des Konfliktes erfolgt, ist nicht dramatisch, sondern theatralisch im unerkennlichsten Sinne. Dabei ist die Technik unbeholten, Notwendiges bleibt ungesagt, absichtlich wird ein verwirrendes Dunkel festgehalten, grelle Kontrastierungen oder Parallelisierungen drängen sich vor, so daß der Zuschauer sich schließlich gequält und ermüdet von dem Schicksal einer mehr oder minder hysterischen Frau abwendet und ihr plötzliches Ende nicht als tragisch, nicht als einzig mögliche Lösung empfindet. Die aufgeputzte Konstruiertheit des Ganzen läßt es eben als ein Stück nur gefühlten, nicht gefassten Lebens erscheinen, als eine mit unzulänglichen Mitteln hergestellte Theatererei. Wohl nicht ohne inneren Grund ist „Meta Konegen“ das einzige Bühnenwerk Stehrs geblieben. Seine Bedeutung ruht in seiner Epik, und ihres ringenden, tiefstürzenden Dranges wegen nimmt man mit Achtung Kenntnis von dem Versuche des Dichters, sich auf einem seinem Talente nicht adäquaten Gebiete zu betätigen. Die Aufführung war lobenswert, ohne die Schwächen des Stückes durch volle Lebensnähe verhüllen zu können. b.

## Kürzere Mitteilungen

Universitätsprofessor Dr. Eduard Castle, Wien, dessen Anzeigen-Ausgabe ich in Nr. 1 des „Deutschen Schrifttums“ besprach, teilt mir mit, daß meine dort geäußerte Meinung, er sei Jude, nicht stimme. Seine väterliche Familie stamme aus England, seine mütterliche von Wiener Gastwirten ab.